

Die Tragödie von Leningrad

Der 900-Tage-Hungerkessel

Vorab ein Wort in eigener Sache!

Als ich im September 1992 von Frau Dr. Ingrid Spangemann, der damaligen Redakteurin der Wochenendbeilage der „Westfälischen Rundschau“ den Auftrag erhielt, einen Aufsatz über den Hungerkessel von Leningrad zu verfassen, war mir aus mehreren Gründen nicht besonders wohl zumute dabei.

Der Auftrag lautete journalistisch knapp formuliert:

Herr Gräfe, der Aufsatz muss detailliert und ungeschminkt beim Leser überkommen!

Nun bin ich weder Leningrader, und schon gar kein persönlich Betroffener dieser Tragödie, aber ich habe über dreißig Jahre das Salz und Brot der russischen Erde gegessen und habe auch eine große Anzahl Leningrader Bürger kennen gelernt und mir von ihnen über diese Tragödie erzählen lassen.

Der Umstand, dass ich als Deutscher über das von meinen Landsleuten verursachte Leid an der russischen Zivilbevölkerung berichten sollte, machte mir auch einige Schwierigkeiten. Denn sehr schnell kann man in den Ruch des Nestbeschmutzers gelangen!

So spielte ich die Rolle des „Mann im Mond“! Der hat keine Nationalität, ist niemandes Freund oder Feind, und die typisch menschlichen Emotionen sind ihm auch fremd.

Dennoch war ich bemüht, das Zeitgeschehen so realistisch wie nur möglich zu schildern und Emotionen draußen vor zu lassen.

Prolog

Als in den frühen Morgenstunden des 22. Juni 1941 deutsche Heeresverbände über den Bug in die Sowjetunion einfielen, ahnen die über 220 Millionen Sowjetbürger in Stalins Machtbereich Schlimmes. Denn aus Erfahrung wissen sie sehr wohl, dass bei der kleinsten Unzulänglichkeit die Versorgungslage sich sofort dramatisch verschlechtert. Aber kein Sowjetbürger hatte im mindesten eine Ahnung davon, was mit dem Einfall der Deutschen Wehrmacht in Russland tatsächlich auf sie zukommt.

Dabei hatte es doch erst vor knapp zwei Jahren einen Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der Sowjetunion gegeben!

Als am 1. September 1939 die Deutsche Wehrmacht in Polen einfiel, folgte nur eine Woche später die Rote Armee. Am Fluss Bug trafen sich die beiden Invasionsheere, Polen hatte aufgehört zu existieren. Deutschland und die Sowjetunion teilten sich die Kriegsbeute und sicherten sie vertraglich ab. Der von der Deutschen Wehrmacht besetzte Teil Polens wurde zum Generalgouvernement erklärt, der von der Roten Armee besetzte Teil Polens wurde zum sowjetischen Staatsgebiet erklärt. Beide Vertragspartner versicherten, dass sie keine weiteren Gebietsansprüche gegen den anderen Vertragspartner haben und schlossen diesen Vertrag mit einem Nichtangriffspakt ab.

Doch nun hat an diesem denkwürdigen 22. Juni 1941 Deutschland unter eklatantem Vertragsbruch den völlig ahnungslosen Vertragspartner überfallen. Innerhalb nur eines

einzigem Tages verlor die Sowjetunion das 1939 von ihr annektierte polnische Gebiet. Die Rote Armee hatte dazu immerhin 11 Tage gebraucht.

Aber auch auf dem alten sowjetischen Territorium hinter der Grenze von Brest ging der Vormarsch der Deutschen Wehrmacht mit rasantem Tempo weiter. Egal ob ein kleines Dorf oder große Sowjetmetropole, pro Tag nahm die Deutsche Wehrmacht rund 50 Kilometer sowjetischen Territoriums ein und in Moskau konnten sich die Bürger an den Fingern abzählen, wann der Feind vor den Toren der Stadt steht.

Im fatalistischen Glauben, dass diese Deutsche Wehrmacht ganz einfach nicht zu schlagen sei, verlegte die Sowjetregierung ganze Industrieanlagen hinter den Ural, der Feind sollte sich erst einmal totlaufen. Denn natürlich wusste man in der Stawka, Stalins Kriegshauptquartier, dass der rasante Vormarsch irgendwann einmal zwangsläufig wegen der langen Nachschubwege verlangsamt und schließlich völlig zum Stillstand kommen muss, wenn die deutschen Vorausabteilungen keinen Treibstoff mehr bekommen.

Dann hat man ja noch den heimlichen Verbündeten „General Winter“, der wird's den Deutschen schon zeigen, was es heißt, bei 40 Grad Minustemperatur Krieg zu führen.

Aber das wusste natürlich auch das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht, deshalb wollte man unbedingt vor Wintereinbruch Moskau eingenommen haben.

Anfang September 1941 standen deutsche Truppenverbände vor der zweitgrößten Sowjetmetropole Leningrad. Unter der Stadtbevölkerung brach Panik aus.

Denn zwischenzeitlich hat der Verlauf des Russlandfeldzuges der Deutschen Wehrmacht brutalere Züge angenommen.

Wurden anfangs die deutschen Kampfverbände von der Landbevölkerung freundlich begrüßt und teilweise sogar als Befreier vom Sowjetjoch gefeiert, änderte sich das Verhalten der deutschen Soldaten gegenüber der russischen Zivilbevölkerung, als die ersten Partisanen hinter den deutschen Linien aktiv wurden.

Speziell für den Partisanenkampf ausgebildete Führungskader sammelten in den deutschen Etappengebieten versprengte Rotarmisten und rekrutierten männliche Zivilisten, um sie zum Partisaneneinsatz zu pressen. Wer sich weigerte, wurde einfach erschossen. Die Waffen musste man sich erst beim Feind besorgen. Aber allmählich gingen die Partisaneneinheiten so routiniert vor, das die Deutsche Wehrmacht gezwungen war, rigoros gegen diese „Banden“, wie sie in der NS-Propaganda genannt wurden, vorzugehen. Bald gab es die ersten Spezialeinheiten der Deutschen Wehrmacht, die nur für das Bekämpfen der Partisanen zuständig waren. Dabei wurden ganze Dorfbevölkerungen liquidiert, wenn sie auch nur im Verdacht standen, Partisanen mit Proviant und Gerät versorgt zu haben.

So brutalisierte sich das Kriegsgeschehen immer mehr und nun waren die deutschen Landser laut Sowjetpropaganda „mordende, plündernde und vergewaltigende Hitlerfaschisten.“

Kein Wunder, dass die freundliche Neugier der russischen Zivilbevölkerung gegenüber den deutschen Soldaten in Hass und Angst umschlug.

Als nun Anfang September 1941 die ersten Einheiten der Deutschen Wehrmacht vor den Toren Leningrads erschienen, brach unter der Zivilbevölkerung heillose Panik aus. Jeder versuchte aus der Stadt herauszukommen um im östlichen Hinterland Schutz vor den Deutschen zu finden.

Da die sowjetische Führung Leningrad schon als verloren ansah, wurde in aller Eile alles was für die Kriegsproduktion wichtig war, aus der Stadt abtransportiert. Dabei wurden allein schon über 280 000 Leningrader Facharbeiter hinter den Ural dienstverpflichtet. Weitere rund 600 000 Zivilisten konnte sich noch kurz vor der Einkesselung in Sicherheit bringen.

So waren von den über drei Millionen Einwohnern Leningrads rund eine dreiviertel Million noch vor der Einkesselung aus der Stadt geflohen oder durch Arbeitsverpflichtung abgezogen worden.

Später konnten noch weitere 460 000 Menschen, meist Alte und Kinder unter den schrecklichsten Bedingungen aus dem Kessel von Leningrad abgezogen werden. Damit waren von den 3 280 000 Einwohnern die 1941 in Leningrad und den Vororten wohnten, insgesamt erst einmal über 1 340 000 Einwohner kurz vor und kurz nach der Einkesselung in Sicherheit gebracht worden. Aber für immerhin noch über 1,9 Millionen Einwohner Leningrads begann unmittelbar nach der Einkesselung durch deutsche und finnische Heeresverbände ein Martyrium unvorstellbarer Art, welches in die Annalen dieser leidgeprüften Stadt als der >900-Tage-Hungerkessel< einging.

Der Beginn der Tragödie

Nicht immer verlief der erste Kontakt der Bevölkerung in den Vororten von Leningrad mit den Deutschen so tragikomisch, wie beispielsweise in Urizk, einem Vorort ca. 5 Km südwestlich von der Stadt.

In den Nachmittagstunden des 7. September 1941 trafen die ersten deutschen Panzer am Stadtrand von Urizk ein.

Nachdem sie sich in einem schneidigen Vorbreschen durch die erste und stärkste äußere Verteidigungsstellung Leningrads bei Oranienbaum, (Lomonossow) ca. 25 Km westlich der Stadt durchschlugen und auch noch die zweite und letzte Verteidigungsstellung zwischen Martischkino und Petrodwoez an der Oranienbaumer Chaussee durchbrachen, war erst einmal ein Halt geboten. Die Kampfswagen waren fast trockengefahren und die Munition war bis auf wenige Schuss verschossen.

Unter diesen Umständen weiter zu fahren war zu riskant, denn mit dem bisschen Sprit im Tank und den paar Schuss Munition konnte kein größeres Gefecht bestanden werden. So verharrte die Panzerspitze am Stadtrand von Urizk und wartete auf Nachschub.

Da kam plötzlich in einiger Entfernung des ersten deutschen Panzers, laut quietschend und rasselnd eine alte Straßenbahn auf dem nicht ganz akkurat verlegtem Gleis angewackelt. Der Anblick dieser Oldtimerbahn löste bei den jungen Panzersoldaten lautes Gelächter aus. Nur wenige Meter vor dem Panzer endete das Gleis, Endstation Urizk!

Der höhnische Kommentar eines deutschen Spaßvogels:

„Herr Major, wir werden jetzt zu einer Besichtigungstour in Leningrad abgeholt!“

Wieherndes Gelächter bei den übermütigen Panzersoldaten.

Dann stieg eine hübsche junge Straßenbahnführerin aus, nahm sich eine lange dünne Stange von der Bordwand der Straßenbahn, um damit den Stromabnehmer von der Oberleitung herunter zu ziehen und in die entgegengesetzte Richtung zu drehen.

Das alles geschah unter den entsprechenden Pfiffen und Kommentaren der jungen Panzersoldaten. Auch die junge Straßenbahnführerin lachte und winkte einmal den Soldaten zu.

Doch plötzlich wurde die junge Frau aschfahl im Gesicht. Sie hatte bei einem der Panzersoldaten ganz genau das deutsche Hoheitsabzeichen gesehen. Der silberne Adler mit dem in den Klauen festgehaltenen Eichenkranz und Hakenkreuz.

Das sind ja gar nicht unsere! Das sind ja Faschisten!

Eiligst begab sich die junge Frau in den Führerstand, drehte den Stromgenerator auf volle Leistung und bedrohlich wackelnd fuhr die Straßenbahn davon.

In diesen ersten Septembertagen des Jahres 1941 rechnete man bei Freund und Feind mit dem baldigen Fall Leningrads.

Deutscherseits beargwöhnten sich die einzelnen Kampfgruppen-Kommandanten gegenseitig und jede noch so kleine Truppenbewegung wurde genau registriert. Denn wer als erster die Meldung übermitteln kann: „Leningrad fest in deutscher Hand!“ kann auch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als Sieger von Leningrad in die Kriegsgeschichte einzugehen.

Leningrad, dieses Jerusalem eines jeden sowjetischen Kommunisten, die Wiege der proletarischen Weltrevolution, diese Stadt, deren Besuchserlaubnis als besondere Auszeichnung für jeden verdienten sowjetischen Aktivisten gilt, dieses Leningrad war schon etwas völlig anderes, als die anderen großen Sowjetmetropolen, die bisher von der Deutschen Wehrmacht eingenommen wurde.

Sowjetischerseits hatte man ganz andere Sorgen. Es galt, aus der in Kürze von den Faschisten besetzten Stadt so viel als möglich aus der Stadt zu schaffen, damit dem Feind kein wertvolles Kriegsgerät, keine wertvollen Maschinen und Geräte und vor allem keine Fachkader aus der Kriegsproduktion in die Hände fiel. Sogar etwas über 32 Tonnen Gold wurde rechtzeitig genug aus der Stadt gebracht.

Von den einzelnen Stadtgebiets-Güterbahnhöfen Leningrads wurden in nur 18 Tagen insgesamt über 42 000 Güterwaggons mit wertvollen Maschinen und Geräten beladen und aus der Stadt gebracht. Noch einmal 3 000 Personenwaggons mit Spezialisten der unterschiedlichsten Fachrichtungen und unzählige LKW-Ladungen mit wichtigen Kulturgütern wie, Museums-Inventar, Gemälde und Kunstwerke verließen die Stadt.

Das Kommando über diese schier unmenschliche Leistung führte der 1. Parteisekretär des Gebietes Leningrad, Schdanow, ein Mann mit dem Rang und der Machtbefugnis eines deutschen Gauleiters.

Natürlich war die „Umzugsaktion“, wie alles Wesentliche in der Sowjetunion, ausschließlich Parteisache allerhöchster Priorität.

Schdanow ließ kurzerhand sämtliche männlichen Personen im Alter von 14 bis 60 Jahre rekrutieren und zu Arbeitsbataillone zusammenstellen.

Die Nahrungsmittelzuteilungen an die Leningrader Bevölkerung funktionierte nur noch über den Arbeitsnachweis. Nur wer täglich eine Zwölfstundenschicht nachweisen konnte, bekam eine Brotration in Höhe von 600 Gramm Schwarzbrot. (Diese Ration wurde später einige Male zwangsläufig reduziert) In den Geschäften gab es plötzlich nichts Essbares mehr zu kaufen. Jede Scheibe Brot wurde über zentrale Verteilerstellen ausgegeben und die mit der Verteilung beauftragten Personen achteten genau auf den Arbeitsnachweis.

Anfangs gab es noch Obst und Gemüse, und vor allem Kartoffeln, denn es war ja gerade Erntezeit im Leningrader Umland. Aber fast zwei Millionen hungrige Mägen können doch eine ziemliche Menge vertilgen und so war es kein Wunder, dass es bald hieß:

Die Rationen müssen leider abermals gekürzt werden.

Doch Mitte September 1941 gelang es den deutschen Truppenverbänden den Ostteil des Südufers vom Ladoga-See in einer Breite von 12 Km einzunehmen. Damit war Leningrad vom gesamten südlichen Hinterland abgeschnitten. Schlimmer noch, der südlich von Leningrad verlaufende Strang der Kirow-Eisenbahnlinie war auf einer Länge von ca. 30 Km in deutscher Hand. Aber gerade diese wichtige Kirowbahn war bisher die Lebensader Leningrads. Im Norden Leningrads verlief noch ein Nordstrang der Kirow-Eisenbahn, aber der endete am Ostufer des Ladoga-Sees.

Da man fest mit einer Einnahme der Stadt durch die Deutschen rechnete, wurde zwar alles was sich transportieren ließ, aus der Stadt geschafft, aber nur das allerwenigste an Nahrung für die Bevölkerung reingeschafft. Sollten doch die Deutschen zusehen, wie sie die restlichen 2 Millionen Leningrader ernähren .

Der Irrglaube bei Freund und Feind, nämlich das Leningrad bald eingenommen wird, sollte noch für beide Seiten fatale Folgen haben!

Im Süden von deutschen Truppenverbänden, im Norden von finnischen Truppenverbänden umklammert, blieb den Leningratern nur noch ein Großteil des Ostufers vom Ladoga-See im Osten und der Finnischen Meerbusen im Westen als Versorgungsweg zur Verfügung.

Ca. 27 Km westlich von Leningrad befindet sich die Insel Kotlin im Finnischen Meerbusen, mit der Stadt Kronstadt, der bekannten sowjetischen Ostsee-Flottenbasis. Hier führte noch ein Versorgungsweg vom Oranienbaumer sowjetischen Brückenkopf über die Insel Kotlin in das nördliche Umland von Leningrad.

Da Leningrad gerade im Norden noch über ein sehr weiträumiges Kesselumland verfügte, besaßen die sowjetischen Truppen noch eine relative Bewegungs- und Operationsfreiheit. Das heißt also, der Kessel von Leningrad war gar kein richtiger Kesselring um die Stadt, sondern gerade durch den Ladoga-See besaß die Stadt eine ständige, wenn auch zeitweilig sehr labile Verbindung mit dem östlichen Hinterland und im Norden immerhin noch mehrere hundert Quadratkilometer Operationsfläche.

So verging der erste Kriegsmonat der Frontstadt Leningrad, aber der fast jede Minute erwartete deutsche Angriff blieb aus.

Da geschah am 8. Oktober etwas, was bei Freund und Feind gleichermaßen völliges Unverständnis auslöste.

Der Führer und Oberste Befehlshaber der Deutschen Wehrmacht, Adolf Hitler, erließ einen seiner berühmten Führererlasse. In diesem Führererlass bezüglich der Stadt Leningrad hieß es:

„Die Stadt Leningrad darf nicht durch deutsche Truppen eingenommen werden. Kein deutscher Soldat darf die Stadt betreten. Die Stadt ist mit einem festen Ring deutscher Truppen einzukesseln. Die Stadt ist auszuhungern. Etwaige Kapitulationsangebote der militärischen Verteidigung der Stadt sind kategorisch abzulehnen. Ein Übergabeangebot der zivilen Stadtverwaltung ist ebenfalls abzulehnen. Ausbruchsversuche von Zivilisten in Richtung deutscher Linien sind durch Sperrfeuer zu unterbinden. Dieser Erlass ist allen deutschen Truppenteilen um Leningrad unverzüglichst bekannt zugeben.“

Dieser Führererlass, der bei Freund und Feind zunächst erst einmal großes Unverständnis auslöste, wurde von Hitler ganze vier Wochen später begründet.

Danach handelte es sich um einen Racheakt für die heimtückische Handlungsweise der Roten Armee in Kiew.

Als deutsche Truppen die ukrainische Hauptstadt Kiew eingenommen hatten, ahnten sie nicht, dass sie förmlich auf einem Pulverfass saßen.

Eine Sondereinheit russischer Pioniere hatte fast alle Gebäude, von denen zu vermuten stand, dass sie von höheren deutschen Dienststellen in Beschlag genommen werden, heimlich unterminiert.

Die drei besten Hotels der Stadt, der große Gebäudekomplex der GPU-Zentrale und noch einige andere Vorzugsobjekte wurden mit großen Sprengminen versehen.

Als die deutschen Dienststellen sich gerade eingerichtet hatten, gingen die Minen, durch spezielle Langzeitzünder gezündet, hoch und verursachten einige hundert Todesopfer.

Doch damit nicht genug, denn natürlich wusste man, dass nun Ausweichobjekte von den Deutschen ausgesucht werden. Auch für diesen Fall waren einige Gebäude präpariert worden, die dann genau zwei Tage später in die Luft flogen.

Hitler soll sich über diese „asiatischen Kampfmethoden der Bolschewisten“ so sehr aufgeregt haben, dass er beschloss, dieses „bolschewistische Untermenschentum mit Stumpf und Stiel auszurotten.“

Aber wie immer in solchen Fällen, die Leidtragenden waren einmal mehr die russischen Zivilisten. Denn an ihnen rächte sich die deutsche Besatzungsmacht durch massenhafte Erschießungen.

Aber vorerst löste dieser Erlass bei den ständig auf dem Sprung stehenden deutschen Kampfverbänden größtes Unverständnis aus. Bei den sowjetischen Truppenverbänden in und um Leningrad löste dieser Führererlass allerdings nicht geringe Bestürzung aus.

Dafür hatte man die Stadt doch nicht leergeräumt, um nun in einer funktionslosen Steinwüste dem sicheren Hungertod entgegenzusehen.

Zudem steht in wenigen Wochen der Winter vor der Tür und der ist hier oben am 60. Breitengrad ziemlich hart. Den Elektrizitätswerken in der Stadt waren die Turbinen entnommen. Den Fernheizwerken hatte man die Kesselanlagen ausgebaut. In den drei großen Brotfabriken der Stadt waren sämtliche Maschinen demontiert. Fast alle Fabriken in der Stadt wurden ihrer Maschinen entledigt. Vor allem Drehbänke, Fräsmaschinen, Bohrmaschinen, sowie Stanzen und Pressen wurden hinter den Ural verfrachtet.

Eigentlich hatte man sich darauf eingestellt, bei einem deutschen Angriff sich so gut es ging zu verteidigen, um zumindest das Gesicht wahren zu können. Aber das was jetzt auf Leningrad zukam, war selbst mit dem größten Mut der Verzweiflung nicht zu verkraften. Und um das Maß noch voll zu machen, mussten ab sofort die Brotrationen auf 250 Gramm Reduziert werden.

250 Gramm Brot! Das sind vier normale Brotscheiben für einen ganzen Tag! Und unmissverständlich wurde darauf hingewiesen, dass diese Ration nur an arbeitende Bürger ausgehändigt wird! Nichtarbeitende Angehörige (Kleinkinder, Greise) erhalten 125 Gramm Brot. Wer also die „volle Ration“ will, muss arbeiten, egal wie alt oder wie krank jemand ist.

Der Bürger eines Wohlstandstaates sollte sich einmal vier Scheiben Brot zur Hand nehmen und versuchen sich vorzustellen, dass er damit den ganzen Tag auskommen muss.

Der Wohlstandsbürger kann trotzdem gelassen bleiben, denn er hat eine warme Wohnung, er hat elektrischen Strom und er hat sich gestern und vorgestern satt essen können und er weiß, dass er sich auch morgen und übermorgen wieder satt essen kann.

Aber der Leningrader Bürger dagegen muss sein Brot mit der Ungewissheit essen, dass er heute noch einmal 250 Gramm Brot zugeteilt bekam, aber ob das morgen wieder so sein wird, ist nicht sicher.

Unser täglich Brot gib uns heute! Dieser Textpassus aus dem Vaterunser stammt aus einer Zeit, wo man seinem Herrn und Schöpfer nicht nur um Schutz und Segen bat, sondern auch um das bisschen tägliche Brot. Diese Bitte, die heutzutage in einem Wohlstandsstaat wie Anachronismus klingt und von den frommen Menschen gewohnheitsmäßig heruntergeplappert wird, war damals für die Leningrader völlig vergebens und für die Alten unter den Leningrader in ihrer fatalistischen Einstellung zum Geschehen, die Strafe Gottes für diese „Gottlosenregierung.“

Bekanntlich kommt ein Unglück nur selten allein. Das zweite Unglück, welches neben dem furchtbaren Hunger auf die Leningrader zukam, war der frühe Wintereinbruch. Ende Oktober kamen die ersten Nachtfröste mit Minustemperaturen von 10 Grad und mehr. Mitte November gab es schon die ersten Barfröste bis zu 20 Grad und Ende November war der Ladoga-See bei einer Dauerfrosttemperatur von 25 bis über 30 Grad mit einer über einem Meter dicken Eisschicht bedeckt.

Die völlig entkräfteten Menschen, denen noch schier übermenschliche Arbeitsleistungen abverlangt wurden, versuchten verzweifelt sich irgendwie am Leben zu halten. Zuerst wurde das Wohnungsinventar einer genauen Prüfung unterzogen und alles, was nicht unbedingt lebensnotwendig war und sich zum verbrennen eignete, wurde verheizt. Doch der dauernde Frost war unbarmherzig und zwang die Menschen, letztendlich alles zu verheizen, was die Wohnung hergab. Stühle, Tische, Bänke, Bettgestelle, aber auch Bücherregale mit samt den Büchern und selbst die Fußbodendielen wurden nach und nach verheizt. Doch der Winter hatte ja gerade erst begonnen. Wie man von Dezember bis zum nächsten Frühling über den Winter kommen sollte, daran wagte niemand zu denken.

Aber alles im Leben hat bekanntlich seine zwei Seiten. Der permanent starke Frost hatte den Ladoga-See völlig zufrieren lassen und mit einer tragfähigen Eisdecke versehen. Damit befand sich ca. 30 Km östlich von Leningrad eine Überlebenschance, die Schdanow, der 1. Parteisekretär von Leningrad und Mann für alles und jedes in dieser schweren Zeit, sofort erkannte.

Abermals mobilisierte er Arbeitsbataillone, die bei 35 Grad Frost sämtliche Gleisanlagen auf den Personen –und Güterbahnhöfen der Stadt abbauen mussten und nach dem 75 Km entfernten Ort Ladoshkoe Osero am Ufer des Ladoga-Sees bringen ließ.

Einmal mehr machte sich bezahlt, dass die Leningrader Verteidigungstruppen gegenüber den mit den Deutschen verbündeten finnischen Truppen erfolgreich standgehalten haben und damit Leningrad im Norden der Stadt ein relativ großes Bewegungs- und Operationsgebiet freihielten.

So konnte nun genügend Gleismaterial an den Ladoga-See gebracht werden, dessen Ostufer ja noch immer von den Truppen der russischen Wolchow-Front gehalten wurde.

Damit bekam Leningrad eine sogenannte „Straße des Lebens“, über die der dringend benötigte Nachschub für die Stadt herangeholt werden konnte.

Aber außer dieser „Straße des Lebens“ gab es in der Stadt auch noch eine sogenannte „Straße des Todes.“

Der harte und dieses Jahr sehr früh einsetzende Winter, sowie die armseligen Hungerrationen an Brot, aber auch die unmenschlich schwere körperliche Arbeit, die allen arbeitsfähigen Bürgern erbarmungslos abverlangt wurde, zeitigten eine sehr hohe Sterberate unter den Bewohnern der Stadt.

Zuerst starben die Kleinsten und Schwächsten. Nicht ein Säugling, der in jenen Tagen geboren wurde, hatte auch nur die geringste Überlebenschance. Keines der Kleinkinder, die in den Jahren vor der Einkesselung geboren wurden, hatten die Chance ihr Einschulungsalter zu erreichen, wenn sie nicht vorher von den umsichtigen Eltern auf Transport geschickt wurden. Aber auch unter den vielen Alten und Gebrechlichen hielt der Tod reiche Ernte in diesem ersten Frontstadtwinter von Leningrad.

Es war ein grauenerregender Anblick, der sich dem Betrachter der „Straße des Todes“ bot.

Zerlumpte und halbverhungerte Menschen zerrten ihre Toten zu den in den einzelnen Stadtteilen eingerichteten Sammelplätzen, von wo sie dann in Sammelgräber eingebettet wurden.

Da es keine Särge in der Stadt gab, war das übliche Transportmittel für die Leiche ein alter Sack. Betulich achtete man darauf, dass man diesen Sack von den Kontrolleuren am Leichensammelplatz wieder ausgehändigt bekam. Oft genug kam es vor, dass dieser Sack nicht zum ersten Mal zum Leichentransport benutzt wurde. Vorher hatte man schon den Großvater oder die Großmutter zum Sammelplatz gebracht.

Da die völlig entkräfteten Menschen ihre toten Verwandten nicht zu tragen vermochten, zerrten sie den Leichensack hinter sich her. Im Winter diente der Schnee oder das Eis als gute Gleitunterlage, aber im Sommer musste man etwas Festes unter den Sack binden, damit er sich nicht durchscheuerte. In der Regel war es eine Kehrschaufel oder auch nur ein altes Stück Blech.

Noch war es zu früh im Winter, um die mit dem allerletzten Kräfteaufgebot an das See-Ufer herangeschleppten Eisenbahngleise auf den zugefrorenem Ladoga-See zu verlegen.

Von Ladoshkoe Osero am Westufer des Sees bis nach Kobani am 37 Km entfernten Ostufer des Sees wollte man eine provisorische Bahnverbindung schaffen.

Zum Glück für die Leningrader ist der Ladoga-See am äußersten Südtel nur 35 bis 40 Kilometer breit, ansonsten weist dieser gewaltige See immerhin eine Breite von ca. 180 Km und eine Länge von ca. 230 Km auf.

Da aber noch mit einer kurzen Tauwetterperiode zu rechnen war, wollte man so frühzeitig noch keine Gleise verlegen.

Aber für LKWs war die Eisdecke allemal tragfähig genug. Die kamen dann auch von der Wolchosfront über den See gefahren, um wenigstens ein Minimum an Nahrungsmitteln in die Stadt zu transportieren.

Nicht Gemüse oder Kartoffeln wurden verlangt, denn mangels Heizmaterial konnte kein Bürger in der Stadt diese Sachen gar kochen.

Brot! Immer nur Brot! Soviel wie nur möglich! Das war noch am einfachsten zuzuteilen und auch aufzuessen. Aber auch Fischkonserven und Büchsenfleisch war gefragt.

So kam es, dass Schdanow den hungernden Leningrader im Überschwang der Gefühle zum ersten Mal die „Rekordration von 600 Gramm Brot“ für einige Tage zuteilen konnte.

Viele Leningrader aßen diese Menge Brot unter Tränen, denn zum ersten Mal nach der Einkesselung konnten sie soviel Brot auf einmal essen, dass sie das Gefühl hatten, überhaupt etwas ordentliches gegessen zu haben.

Doch wie sagt man bei frommen Christenmenschen? Der Mensch denkt, aber Gott lenkt! Der Gott, der nun schon seit 1924 die Geschicke der Menschen in der Sowjetunion lenkte, hieß Stalin.

Dieser schnauzbärtige grusinische Flickschustersohn, der sich in einer bis dahin in Russland nie gekannten Lobhudelei sonnte, um dessen Person sich ein wahrer Personenkult rankte, der bis zum Exzess auswucherte, dieser Mann war von dem Schicksal der Leningrader nicht im geringsten berührt. Ganz im Gegenteil, er ordnete an, dass die Leningrader den Faschisten endlich einmal zeigen sollten, zu was die Einwohner der Stadt, die den Namen Lenins trägt, noch alles fähig sind.

So folgte die Anweisung Stalins, die Bürger Leningrads mit Waffen zu versehen und als Volksmiliz zu rekrutieren.

Das wiederum hatte eine erhebliche Senkung der Brotzufuhr, dafür aber eine vermehrte Lieferung mit Waffen und Munition zur Folge.

Von nun an bestanden die Transporte zu unglaublichen 80 % aus Waffen und Geräten, der Rest war Brot!

Nur ein Primitivling, völlig bar jeglicher Herzens- und Geistesbildung, konnte solch eine Anweisung geben.

Doch Schdanow, ein Parteikader der ersten Stunde, war auch ein Pragmatiker wie er im Buche stand. Überschwänglich bedankte er sich beim Genossen Stalin dafür, dass den Leningrader Bürgern die außerordentliche Ehre zuteil wurde, ihre Stadt, die den verpflichtenden Namen Lenins trug, selbst vor dem Zugriff der Hitlerfaschisten schützen zu dürfen. Zum Schluss hängte er stellvertretend für alle Bürger noch den heiligen Schwur an, dass kein Hitlerfaschist jemals mit der Waffe in der Hand den heiligen Boden Leningrads betreten werde, solange noch ein Bürger dieser Stadt am Leben ist

Naja, mit wohlfeilen Schwüren ging man in dieser Zeit in diesem Lande gern großzügig um, aber das Schlitzohr Schdanow wusste nur zu gut, dass die Deutschen gar keine Anstalten machten, die Stadt zu erobern. Außerdem waren von den deutschen Truppenverbänden nur noch so viele um Leningrad verteilt, um die Stadt im Kessel zu halten.

Schdanow hoffte auf den echten Winter im Januar und Februar 1942. Dann war der See bombenfest zugefroren und man konnte ein Gleis über den See verlegen und in eigener Regie Nahrungsmittel heranschaffen.

Schdanow träumte sogar von einer Stromkabelverlegung über dem See, die lang genug sein musste, dass sie bei Tauwetter getrost auf den Seegrund absinken kann. Strom brauchte die Stadt genau so zum Überleben, wie das bisschen Brot.

Schdanow hatte sich mit seinem Parteistab zu Beginn der Blockade kurzerhand beim Stab des Oberkommandos der Verteidigungstruppen von Leningrad eingenistet und von da ab wurden sämtliche Handlungen zwischen dem Parteistab und dem Militärstab gemeinsam besprochen und erwogen. Die Militärs hatten Respekt vor Schdanows umsichtiges Handeln und achteten ihn als einen sehr umtriebigen Multifunktionär, der in dieser schweren Zeit die Geschicke der Stadt noch am besten lenken konnte.

Doch abermals meinte es das Schicksal mit den Leningrader nicht gut. Denn jetzt, wo einem kontinuierlichen Nachschub über den zugefrorenen See nichts mehr im Wege stand, gerade jetzt ließen die Nachschubtransporte immer öfters auf sich warten.

Zwar fuhren die Transporte nur des Nachts, und das sogar mit Ablendlicht und weit genug von feindlichem Beschuss entfernt, aber immer öfters konnte den Nachschubkolonnen das nötige Benzin nicht zur Verfügung gestellt werden und das hieß: Kein Benzin, kein Transport!

Das hatte recht fatale Folgen für diejenigen Leningrader Bürger, die sich glücklich schätzen durften, eine Transporterlaubnis aus der Stadt zu erhalten.

Auf dem Rückweg sollten die Transport-LKWs Alte, Schwerkranke und Kinder in das rückwärtige Gebiet hinter der Wolchowfront bringen. Aber wenn ein Transport nicht wie erwartet einigermaßen pünktlich erschien, dann erfroren die Transportkandidaten zu Dutzenden in der beißenden Kälte an den Sammelpätzen.

Die Verlegung der Gleisanlage über den See ging auch nicht so recht voran, weil die völlig entkräfteten Menschen vor Hunger und Kälte nur äußerst langsame Bewegungen zu tun imstande waren, und jeder Meter Gleisanlage mit Schnee bedeckt werden musste, damit das Gleis auf dem See nicht von der deutschen Luftaufklärung entdeckt wurde. Aber bei diesem

Tempo konnte sich Schdanow unschwer ausrechnen, wann das Gleis, sein Traum von einer Versorgung der Stadt in eigener Regie fertig war, nämlich genau zur nächsten Tauwetterperiode. Damit aber war die ganze Anstrengung umsonst.

Noch einmal mobilisierte Schdanow 28 000 meist junge Frauen und halbwüchsige Jugendliche, versprach jeden 100 Gramm zusätzliches Brot, wenn jeden Tag mindestens 3 Km Gleis über den See verlegt würde. Aber die Leningrader wussten natürlich selbst, das dieses Gleis über dem See ihre einzige Überlebenschance bedeutete.

So geschah das schier Unglaubliche, in Nachteinsätzen und bei Minustemperaturen um die 40 Grad wurde über die gesamte Strecke von knapp 40 Km das Gleis verlegt und am 28. Januar 1942 konnte der erste Zug über das Gleis fahren.

Der Preis dafür war hoch! 1480 Leningrader sind allein bei diesem Gleisbau vor Entkräftung gestorben. Aber ihr Tod hat das Leben vieler Tausender anderer Leningrader verlängert und nicht wenige davon haben sogar überlebt.

Damit die Deutschen nichts von diesem Gleisbau mitbekamen, wurde nur des Nachts gearbeitet und alles stets mit Schnee überdeckt, damit die am Tag hin und wieder erscheinenden deutschen Aufklärungsflugzeuge nichts zu sehen bekamen. Auch die Züge fuhren nur in der Nacht und so konnte endlich einmal spürbarer Nachschub in die Stadt rollen. Aber immerhin 80% davon waren Waffen und anderes Kriegsgerät, aber auch so wertvolle Sachen wie die aus den drei Brotfabriken demontierten Teichknetmaschinen fanden ihren Weg nach Leningrad zurück.

Von nun an kamen jede Nacht 4 000 bis 5 000 Tonnen Nachschub in die Stadt. Aber die Leningrader konnten nicht so recht froh werden darüber, wussten sie doch nur zu genau, das diese Straße des Lebens nur im Winter funktionierte. Beim ersten Tauwetter hörte der Nachschub wieder auf.

Aber die Brotrationen konnten für einige Wochen wieder bis auf unglaubliche 600 Gramm erhöht werden. Doch Anfang März musste das Gleis wieder abgeräumt werden, wollte man nicht riskieren, dass es im See versank.

Nun musste die Brotration wieder auf das Minimum von 250 Gramm Brot herabgesetzt worden und außerdem machte sich beim Brot noch etwas bemerkbar, was sich auch ziemlich verhängnisvoll für die Bürger auswirken sollte.

Das Brot wurde gestreckt! Das heißt, immer öfter war weniger Mehl, dafür mehr Fremdstoffe im Brot. Bald bestand das Brot nur noch aus einer klebrigen Masse von Kleie, Schrot und Strohhäcksel. Damit war der Nährwert dieser Brote um ein Beträchtliches gesunken, was sich zwangsläufig auch auf die Sterberate in der Stadt auswirkte.

So verging der erste Frontstadtwinter 1941/42 und die Stadtverwaltung registrierte einen Exodus von über 168 000 verhungerten Bürger.

Mit den ersten wärmenden Strahlen der Märzsonne 1942 kam bei den Leningrädern wieder neuer Lebensmut auf. Immerhin hatten sie nun schon insgesamt 180 Tage im Hungerkessel ausgehalten. Ganz sicher werden mit der nächsten Wetterbesserung von der Wolchosfront starke Kampfverbände der Roten Armee die Stadt von der Umklammerung befreien.

Wenn zu diesem Zeitpunkt jemand den Leningrädern prophezeit hätte, das ihr Martyrium eigentlich gerade erst begonnen hat und sich noch weitere 700 Tage fortsetzen wird, den hätte man gesteinigt.

Da mit dem Nachschub in den fünf Wochen, in denen Züge über das provisorische Gleis fahren konnten, auch eine große Anzahl Maschinen dabei waren, die allerdings nur dann genutzt werden konnten wenn genügend elektrischer Strom zur Verfügung stand, hatte

Schdanow ein neues Problem auf dem Hals. Er musste sich etwas einfallen lassen, um an den dringend benötigten Strom zu kommen.

Abermals musste Schdanow Arbeitsbataillone zusammenstellen, um genügend Strom in die Stadt zu bekommen.

Die paar kleinen innerstädtischen E-Werke, die man notdürftig wieder in Gang gebracht hatte, lieferten nur etwas Strom in die unmittelbare Nachbarschaft. Oft genug brach auch diese Stromversorgung zusammen, weil die Fabrikarbeiter bei starkem Frost heimlich Heizkörper Marke Eigenbau anschlossen, um sich wenigstens mal die frostklammen Hände wärmen zu können.

Diesmal wollte Schdanow gleich Nägel mit Köpfen machen und nicht kleckern, sondern richtig klotzen.

Das nächste Großkraftwerk befand sich in der Nähe des Ostufers vom Ladoga-See, am Stadtrand von Wolchow, ca. 150 Km Luftlinie von Leningrad entfernt und war auch noch fest in russischer Hand. Von diesem E-Werk gingen Stromleitungen bis nach Schlüsselburg, (Petrokrepostj) das allerdings zur Zeit noch in deutscher Hand war. Die Deutsche Wehrmacht hielt hier einen gerade mal 30 Km breiten Streifen am Südufer des Ladoga-Sees mit den beiden Eckpfeilern Schlüsselburg im Osten und Lipka im Westen.

Nur wenige Kilometer nördlich von Lipka könnte man die Stromleitung auf russischem Gebiet anzapfen und über ein neuverlegtes Stromkabel über dem Seegrund nach Leningrad verlegen.

Da auch eine Anzahl LKWs und Kleintransporter im letzten Winter von Schdanow einfach beschlagnahmt wurden, um sie in der Frontstadt zum Einsatz zu bringen, benötigte man natürlich auch Benzin. Deshalb sollte neben dem Stromkabel gleich noch eine Benzinleitung über dem Seegrund verlegt werden.

Wiederum stellte Schdanow Arbeitsbataillone zusammen, um diese Aufgabe zu lösen. Insgesamt 3 800 Arbeiter, meist Frauen und Kinder ab 14 Jahren erstellten in nur 3 Wochen Nachtschichtarbeit eine Rohrleitung für das Benzin und verlegten das Stromkabel. Die Leitungen mussten auf dem Land eingegraben werden, damit sie vom Feind nicht entdeckt und zerstört werden konnten.

Der umtriebige Schdanow befehligte in der Regel wesentlich mehr Arbeitssoldaten, als die Leningrader militärische Befehlszentrale an Rotarmisten

So arbeiteten weit über eine halbe Million Kinder vom 10. Lebensjahr, fast alles junge Komsomolzen, ständig am Ausbau der Leningrader Verteidigungsanlagen in Frontnähe. Insgesamt 70 Km Panzergräben hoben diese Leningrader Kinder aus. Über 35 Km Baumsperren wurden verlegt. Diese Baumsperren wurden sukzessive durch massive Panzersperren ersetzt, die Bäume verheizt. Knapp 5 000 kleinere und größere Erdbunker wurden ausgehoben.

Allein 32 000 junge Frauen und Mädchen waren in Schnellkursen als Krankenschwestern ausgebildet und in den Krankenhäusern und Lazaretten eingesetzt.

Jeder der die „volle Mindestration von 250 Gramm Brot“ haben wollte, musste arbeiten. Niemand hat sich vor der Arbeit gedrückt, viel zu sehr trieb der Hunger die Menschen zum Arbeitseinsatz. Aber es gab viele, die einfach zu schwach zum Arbeiten waren. Die bekamen die „Nichtarbeiterration“ von 120 Gramm Brot.

Wenn zu Beginn der Blockade jemand vor Hunger am Arbeitsplatz zusammenbrach, wurde er von den Kolleginnen und Kollegen mit ein paar freundlichen und aufmunternden Worten wieder auf die Beine gestellt. Ein paar Mal durchatmen, dann ging es wieder. Oft schämten sich solche Menschen, dass sie schlapp gemacht hatten und entschuldigten sich noch dafür. Aber inzwischen war der Ernährungszustand der Menschen so katastrophal, dass ein Zusammenbruch am Arbeitsplatz oder auf der offenen Straße meist tödlich ausging.

Die beiden Fabrikarbeiterinnen Lydia Warwara Sarkowa und Anna Petrowna Kruglowa, gingen morgens untergehakt zur Arbeit. Das Unterhaken, sonst nur bei Freundinnen üblich, war in dieser Zeit in Leningrad besonders wichtig, weil man sich gegenseitig stützen und Halt geben konnte.

Personen, die allein gingen, wankten vor Hunger oft bedrohlich, so dass man jeden Moment einen Sturz befürchten musste.

Zwei Stunden nach Arbeitsbeginn brach Anna, Mutter von vier Kindern, wovon allerdings schon zwei verhungert waren, am Arbeitsplatz zusammen.

Sofort waren einige Kolleginnen zur Stelle um sie wieder aufzurichten. Doch Anna wehrte müde ab.

Zu ihrer Wohnungsnachbarin Lydia sagte sie mit schwacher Stimme:

„Lydia, sag den Kindern, ihre Mutter kommt nie wieder nach Hause!“ Und nach einer Pause:
„Sorg’ dafür, dass die Kinder ins Waisenheim gebracht werden!“
Sprach’s und war tot!

Was mussten die armen Mütter für Seelenqualen aushalten, wenn ihre Kinder immerzu bettelten: „Mamka, gib Brot!“

So manche Mutter hat in ihrer Verzweiflung ihre Brotration mit dem Kind geteilt, wohl wissend, dass sich diese Handlungsweise am anderen Tag verhängnisvoll für sie auswirken konnte.

Dessen ungeachtet wurde die Arbeitszeit in den Fabriken, die ja durch das über den Seegrund verlegte Stromkabel einigermaßen mit Strom versorgt wurden, noch einmal um weitere zwei Stunden verlängert. Jetzt mussten die Leningrader ganze vierzehn Stunden am Tag arbeiten. Diese Arbeitszeit war notwendig, weil die halbverhungerten Menschen in einer normalen Schicht sowieso nur einen Bruchteil der ehemaligen Friedensnorm schafften und ein geregelter Schichtbetrieb war schon deshalb nicht möglich, weil die alten schrottreifen Maschinen jeden Tag mindestens vier bis sechs Stunden Reparaturzeit benötigten.

So wurde mit den Maschinen eben solange gearbeitet, bis sie ihren Geist aufgaben. Erst dann war Feierabend für die Arbeiter und eine Reparaturbrigade machte sich über die Maschinen her.

So verging das Jahr 1942 und die Stadtverwaltung registrierte für dieses Jahr über 312 000 Hungertote! Damit waren knapp eine halbe Million Leningrader seit der Einkesselung verhungert.

Das Frontgeschehen rings um Leningrad verharrte in steifer Lethargie. Freund und Feind versuchte das Gelände krampfhaft im Besitz zu behalten, was er gerade fest in der Hand hielt. Zwar hatte Hitler sich inzwischen entschlossen, Leningrad nun doch einzunehmen, aber nun reichten seine um Leningrad versammelten Truppen dafür nicht mehr aus.

Es gab deutscherseits einen Versuch, die Wolchowfront zu durchbrechen, am Ostufer des Ladoga-Sees nach Norden hoch zu stoßen und sich mit den finnischen Truppenverbänden zu vereinen, danach sollte Leningrad gemeinsam bezwungen werden.

Doch Hitlers Fehler vom September 1941 war nun nicht mehr gutzumachen.

Im September wären den deutschen Truppen nicht nur die Stadt Leningrad, sondern außer der Leningrader Garnison noch zusätzlich 42 sowjetische Divisionen in die Hände gefallen. Damit hätte Stalin nicht nur 250 000 bis 300 000 gut ausgerüstete Soldaten und eine völlig funktionstüchtige Stadt mit vielen Rüstungsanlagen verloren, sondern was noch viel schlimmere Folgen für die Sowjetunion gehabt hätte, Murmansk läge dann für die vereinten deutschen und finnischen Kampfverbände regelrecht zum Einnehmen auf dem Präsentierteller.

Murmansk, ein selbst in strengen Wintern nur äußerst selten zufrierender Hafen, war für die sowjetische Kriegsführung von größter Wichtigkeit.

Sämtliche amerikanische Lieferungen von Kriegsmaterial für die Sowjetunion, wurde in Murmansk ausgeladen. Und die Amerikaner lieferten fleißig, denn die Sowjetunion bezahlte in purem Gold!

Was Tausende von Zwangsarbeitern in den Goldfeldern des Kolymagebietes schürften, ging nun für das so dringend benötigte Kriegsmaterial an Amerika.

Die großen Rüstungswerke waren bei dem raschen Vordringen der Deutschen Wehrmacht verlorengegangen und die neuen Werke hinter dem Ural begannen gerade erst mit der Produktion.

Doch durch einen einzigen Fehler eines böhmischen Gefreiten, der sich von der NS-Propaganda zum größten Feldherrn aller Zeiten feiern ließ, war diese Chance für immer vergeben.

Es ist eines der vielen unbegreiflichen Phänomene des Zweiten Weltkriegs, das alte preußische Generalstabsoffiziere nicht nur von einem ehemaligen Gefreiten Befehle entgegennahmen, sondern sogar noch vor ihm strammstanden und salutierten!

Aber beim sowjetischen Gegenspieler war es ja nicht viel anders. Stalin hatte überhaupt keine militärische Ausbildung, gebot aber in seiner Stawka genauso über die Armeeführer wie Hitler in seinem Führerhauptquartier über seine Armeeführer.

Die Leidtragenden der Fehler von „Übermensch“ sind immer nur die einfachen Menschen! Am Beispiel der vom Schicksal so schwer geprüften Stadt Leningrad kommt diese Erkenntnis besonders tragisch zum Ausdruck.

Anfang Januar 1943 wusste Schdanow, wenn er dem Geschehen seinen Lauf ließ wie bisher, dann gab es bald keine Leningrader Bürger mehr, dann waren alle ganz einfach verhungert.

So einigte er sich mit dem Armeestab der Leningrader Truppen, einen Stoß entlang des von den Deutschen besetzten Südufers des Ladogao-See zu unternehmen, um sich mit den Truppen der Wolchosfront zu vereinen.

Das Ziel war, die unterbrochene Kirowbahn wieder voll in Besitz zu bekommen, damit eine kontinuierliche Versorgung der Stadt gewährleistet ist.

Die Kirowbahn war die Bahnlinie, welche Leningrad mit dem östlichen Hinterland und auch direkt mit Moskau verband. Auf dieser Bahnlinie wurden kurz vor der völligen Umklammerung alle wertvollen Maschinen und Geräte aus der Stadt geschafft. Nun wollte Schdanow das Stück Bahnlinie, welches durch deutsches Besatzungsgebiet ging, unbedingt wieder zurück erobern. Nur diese Bahnlinie konnte den Rest der Leningrader Bevölkerung vor dem Verhungern retten!

Das Armeekommando der Leningrader Truppen sah zwar die Notwendigkeit dieser Operation ein, aber wie wird sich das Armeekommando der Wolchowfront verhalten?

Werden die Truppen der Wolchowfront gleichzeitig von Osten her einen Vorstoß in den schmalen deutschen Geländekorridor unternehmen?

Aber Schdanow regelte auch das! Er fuhr kurz entschlossen mit ein paar Stabsoffizieren vom Leningrader Verteidigungsstab über den zugefrorenen See zum Hauptquartier der Wolchosfront und verkündete großkotzig:

„Genossen, im Rahmen des vom Genossen Stalin mir anbefohlenen Vernichtungsschlag gegen die faschistischen Truppenverbände im Raum Petrokrepostj und Lipka habe ich mich entschlossen, am 12. Januar, Punkt 8.00 Uhr, anzugreifen!“

Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu:

„ Sie sind natürlich herzlichst eingeladen!“ Sprach´s und ließ die verduzten Stabsoffiziere einfach stehen!

Am 12. Januar, Punkt 8.00 Uhr trommelten 4 800 Geschütze unterschiedlichen Kalibers auf den engen deutschen flaschenhalsförmigen Frontabschnitt von gerade mal 15 Km Breite und 18 Km Länge. Nur wenige Minuten später kam noch das Feuer der Raketenwerfer von der Wolchow-Front hinzu.

Dieser flaschenhalsförmige Abschnitt von 15 Km Breite war im vorigen Jahr von den deutschen Truppen bis an das Südufer des Ladoga-Sees vorgetrieben worden und hatte für Leningrad die verhängnisvolle Folge, dass die Kirowbahn an dieser Stelle unterbrochen war.

Nach drei Stunden Trommelfeuer aus den 4 800 Geschützen der Leningrader und den Raketenwerfer-Batterien von der Wolchowfront, erfolgte der Angriff der 61.Leningrader Panzerbrigade und der 122. Panzerbrigade von der Wolchowfront.

Im Gefolge Sturminfanterie, die alles niedermachte, was an deutschem Widerstand noch vorhanden war.

Einen Tag und eine Nacht dauerte der Kampf, dann trafen sich die Leningrader mit den Soldaten der Wolchowfront.

Nun war eine mindestens 2 Km breite Landverbindung von Leningrad zur Wolchowfront hergestellt. Aber das Ziel hieß Kirowbahn!

Die vereinten sowjetischen Truppenverbände wandten sich nun südwärts zur Sinjawino-Höhe, die sie nach drei Tagen erbitterter Kämpfe auch erreichten.

Auf beiden Seiten wurde erbittert um jeden Meter Boden gerungen. Die Kämpfe nahmen zeitweise fanatische Verhaltensweisen an. Ein deutscher Erdbunker, aus dem die Besatzung mit einem SMG die russischen Angreifer kompanieweise niedermähte, konnte letztlich nur durch den todesverachtenden Einsatz eines 15 jährigen Komsomolzen außer Gefecht gesetzt werden.

Der junge Komsomolze robbte von hinten an den Bunker heran und warf sich dann vor die Schussluke des Bunker und klammerte sich verbissen an den MG-Lauf. Die paar Augenblicke nutzten die russischen Angreifer und nahmen den Bunker ein.

Aber der deutsche Widerstand war zu stark. Die Materialüberlegenheit der Deutschen Wehrmacht konnte das Ziel, die Kirowbahn wieder völlig unter sowjetischen Kontrolle zu bringen, noch einmal Verhindern.

Aber nun hatte man einen breiten Landkorridor geschaffen, der an der Leningrader Front 15 Km breit war und an der Wolchosfront noch immerhin 6 Km betrug.

Ein Achtungserfolg für die Leningrader Verteidigungstruppen, denn bei immerhin knapp 30 Grad Minustemperatur und den Hungerrationen, mit welcher diese Truppe gepflegt wurde, war das eine schier unmenschliche Leistung.

Das Wichtigste war aber, wenn die „Straße des Lebens“, die Versorgungsstraße über das Eis des Ladoga-Sees im Frühjahr wieder dem Tauwetter zum Opfer fiel, hatte man eine Verbindung über Land und konnte auch im Sommer Nachschub heranschaffen. Deshalb ging man unverzüglichst daran, von der Wolchower-Leningrader Eisenbahnstrecke bei Polgani-Nasija eine Abzweigung entlang dem nun befreiten Südufer des Ladoga-Sees zu verlegen und bei Schlüsselburg (Petrokrepostj) über die Newa nach Kirowsk weiterzuführen. Damit war der Eisenbahnanschluss von Leningrad ins östliche Hinterland genauso gut gewährleistet, wie mit der alten Kirowstrecke.

Aber diese 37 Km lange Abzweigung musste erst einmal geschaffen werden. Bei Wintertemperaturen um die 35 Grad, mit einer Hungerration von 250 Gramm Brot und 100 Gramm Schwerstarbeiterzulage schafften die Leningrader das schier unmögliche in einer Rekordzeit von nur drei Wochen.

864 Todesopfer forderte diese Mammutleistung, aber Leningrad hatte wieder einmal eine Sorge weniger.

Denn was zur Zeit noch auf der „Straße des Lebens“ über den zugefrorenem Ladoga-See kam, war nicht mal der berühmte Tropfen auf dem heißen Stein.

Wegen Benzinmangels blieben die Transporte immer wieder aus. Die Logistik derjenigen, die mit dem Nachschub für Leningrad befasst waren, ließ sehr viel zu wünschen übrig.

Schdanow äußerte sich einmal über diese Leute:

„Diese vollgefressenen, beschissenen Stutenärsche sitzen in ihren gutgeheizten Unterkünften und können sich sogar noch den Luxus von einem großen Hund leisten! Aber ich werde diese Genossen mal nach Leningrad mitnehmen und ihnen hier ihre Arbeitsquartiere anweisen. Wenn sie eine Weile Leningrader Rationen zu fressen bekommen haben, werden sie sicherlich etwas bessere Leistungen vollbringen“

Dennoch, die Brotrationen gingen wieder auf 500 Gramm hoch und selbst die Nichtarbeiter bekamen 250 Gramm Brot zugestanden.

Aber immer mehr machte sich bemerkbar, das die Sowjetunion von diesem Krieg doch völlig ausgelaugt wurde. Die Menschen überall in den noch freien Teilen der Sowjetunion mussten bei immer niedrigeren Verpflegungssätzen immer höhere Arbeitsleistungen vollbringen

Aber allmählich setzte sich auch die Erkenntnis durch, die Deutschen sind fertig! Nach dem Desaster von Stalingrad stand für die Leningrader fest, das ist der Anfang vom Ende für die Deutschen. Nun geht es nur noch rückwärts für sie!

Dennoch, auch das Jahr 1943 forderte noch einmal über 186 000 Tote. Das waren immerhin nur knapp etwas über die Hälfte des Vorjahres, wo über 312 000 Leningrader verhungert sind, aber bis Dezember 1943 wurden insgesamt 666 438 verstorbene Leningrader registriert.

In der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1944 war dann die Blockade völlig aufgehoben und die Leningrader durften für ein paar wenige Stunden ihren so schwer erkauften Sieg feiern.

Es gab sogar eine Zusatzration in Form von 250 Gramm Brot! Damit standen den Leningrader nunmehr immerhin 750 Gramm Brot pro Tag zur Verfügung. Nach und nach konnte sogar wieder warmes Essen angefertigt und verteilt werden und allmählich ging der Leningrader Kriegsalltag in den ganz normalen Kriegsalltag der übrigen Sowjetunion über. Das bedeutete, dass auch künftig noch der Riemen enger geschnallt werden musste, aber für die Leningrader war das, was es zur Zeit an Verpflegung gab, beinahe Friedensverpflegung.

Nachwort

In der offiziellen sowjetischen Geschichtsschreibung wird dem „Großen Vaterländischen Krieg 1941/45“ viel Berichtsraum zugemessen. Dagegen gibt es nichts einzuwenden. Auch die immer wieder bis zur Heroisierung gerühmte Tapferkeit der Soldaten der Roten Armee soll hier unwidersprochen bleiben. Jeder deutsche Soldat der in Russland gekämpft hat weiß, das der russische Soldat oft genug mit einer fanatischen Verbissenheit gekämpft hat, die man ihm deutscherseits gar nicht zutraute.

Aber was die glorifizierende Darstellung der sowjetischen obersten Heeresleitung betrifft, so kann man nur von billiger Geschichtsklitterung sprechen. Da wird den einzelnen Heerführern Feldherrngeschick angedichtet, das sie zumindest über einen weiten Zeitraum des Krieges vermissen ließen.

Was die Rolle Stalins in diesem Krieg betrifft, so ist es eigentlich nur Stalins umsichtigem Handeln zu verdanken, das die Sowjetunion letztendlich die Hitlerfaschisten besiegen konnte. Neutrale Militärhistoriker haben sich da ganz anders geäußert. Danach hatte die sowjetische oberste Heeresleitung STAWKA, bis Anfang 1943 die Lage zu keinem Zeitpunkt im Griff. Mit dem über 3 400 Kilometer langem Frontverlauf von der Küste des Nordmeeres bis zur Schwarzmeerküste waren die sowjetischen Strategen hoffnungslos überfordert. Nach einhelliger Meinung unabhängiger Militärhistoriker haben die Fehler der sowjetischen Militärführung in den beiden ersten Kriegsjahren über einer Million Rotarmisten das Leben gekostet! Nur ein Viertel davon sind im Kampf gefallen, der Rest kreperte in deutscher Kriegsgefangenschaft.

Was die Rolle Leningrads in dieser Geschichtsschreibung betrifft, so wird zwar das Leid der Bürger dieser Stadt gebührend erwähnt, aber auch hier kommt die Beschreibung nicht ohne Glorifizierung aus.

Da sind die Leningrader „mit der Straßenbahn zur Front gefahren, um heldenmütig ihre Stadt zu verteidigen.“ Vor wem eigentlich? Kein deutscher Soldat darf die Stadt betreten! So lautete eine Anweisung aus dem Führerhauptquartier. Später, als Hitler seinen Fehler erkannte und die Stadt nun doch einnehmen wollte, waren es die Soldaten von der Leningrader Front, die Leningrad erfolgreich verteidigen konnten. Zwar gab es Bürgermilizen, aber die hatten hauptsächlich für die innerstädtische Ruhe und Ordnung zu Sorgen. Die deutschen Bombenangriffe und der Artilleriebeschuss hielt sich in Grenzen und wirkte sich nur auf besondere militärische Ziele in der Stadt aus.

Was dagegen völlig verschwiegen wird, war eben der Umstand, dass man die Stadt bereits als verloren ansah und fast ihrer gesamten Produktionsstätten entledigte. Für die zurückgebliebenen Leningrader blieben nur noch alte und reparaturbedürftige Maschinen. Die Versorgungspannen über die „Straße des Lebens“ blieben natürlich genauso unerwähnt, wie die menschenverachtende Anweisung, dass die Leningrader für den Verteidigungsfall mit Waffen und Munition auszustatten sind. Dadurch kamen zu 80% der Versorgungstransporte nur Waffen und Geräte, aber kaum genügend Proviant über die „Straße des Lebens.“ Im gesamten Kesselgebiet von Leningrad befanden sich 42 gut ausgerüstete Divisionen, die bei richtiger Führung sehr wohl in der Lage gewesen wären, die Stadt bestmöglichst zu verteidigen.

Zu keinem Zeitpunkt war auch nur in Erwähnung gezogen worden, dass die Stadt über einem zusätzlichen Schienenstrang versorgt werden muss. Wenn Schdanow nicht in Eigeninitiative

im Winter einen solchen Schienenstrang über den zugefrorenen Ladoga-See hätte verlegen lassen, wäre die Versorgung der Stadt noch viel erbärmlicher ausgefallen.

Die Verzweiflungstat Schdanows, nämlich den bis an das Südufer des Ladoga-Sees vorgetriebenen deutschen „Flaschenhals“ zu liquidieren, wird wie folgt geschildert:

Am Morgen des 8. Januar 1943 traten die Divisionen der Leningrader Front vom Westen und die Divisionen der Wolchowf-Front vom Osten zu einem vernichtenden Schlag gegen die faschistischen Belagerer am Südufer des Ladoga-See an und konnten einen großen Geländegewinn erzielen, der die ungehinderte Versorgung der Stadt von nun an gewährleistete.

Bei dieser offiziellen Darlegung der Sachlage wirft sich die Frage auf, weshalb mussten dann 1943 noch einmal 186 000 Leningrader verhungern!

Der Befreiungsschlag fand Anfang Januar 1943 statt und endete wie geschildert, mit genügend Geländegewinn für den Bau einer provisorischen Bahnlinie zur Versorgung der Stadt. Nur was über diese Bahnlinie den Leningrädern an Proviant geschickt wurde, reichte gerade mal zur Erhöhung der Brotration auf 500 Gramm für Arbeiter und auf 250 Gramm für Nichtarbeiter.

Maschinen und Geräte wurden nun wieder in die Stadt gebracht, damit die Leningrader Rüstungsbetriebe möglichst hohe Produktionsziffern zeitigten.

Die in der offiziellen Geschichtsschreibung genannte dreiviertel Million verhungertes Leningrader Bürger wurde und wird noch heute den Hitlerfaschisten angelastet.

Auch hier taucht zwangsläufig die Frage auf, wenn es möglich war, zumindest im Winter einen Weg für Proviant in die Stadt zu finden, weshalb wurde dieser Weg nicht genutzt, um so viel wie nur möglich Bürger aus der vom Feind umklammerten Stadt zu schaffen.

Die 35 Km über den zugefrorenen Ladoga-See hätten ganz gewiss die allermeisten Leningrader zu Fuß bewältigt. Alte und Schwache hätte man ja fahren können.

Jede Regierung, die ihre Fürsorgepflicht für bedrohte Bürger ernst nimmt, hätte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die bedrohte Bevölkerung zu evakuieren.

Aber so ist das nun mal in einem totalitären Staatswesen, die einen Bürger wurden per Dienstverpflichtung als Facharbeiter aus der Stadt geschickt, die anderen Bürger mussten per Dienstverpflichtung in der Stadt bleiben, um möglichst viele Maschinen und Geräte zu demontieren, damit diese auch noch aus der Stadt gebracht werden konnten.

Anschließend mussten diese Bürger mit den restlichen Schrottmaschinen noch unsinnige Arbeitsnormen erfüllen, und das bei Hungerrationen von meistens nur 250 Gramm Brot pro Tag.

Wer einer Großstadtbevölkerung die Heizwerke und E-Werke demontieren lässt und sie dann im Winter bei Minustemperaturen um die 40 Grad ohne Heizung und Strom ihrem Schicksal überlässt, beweist eine nicht mehr zu überbietende Menschenverachtung.

Wer darüber hinaus diesen Menschen nicht einmal die zum Überleben notwendigen Nahrungsmittel zur Verfügung stellen kann und sie obendrein zwingt, in der Stadt zu bleiben, erfüllt den Tatbestand des Verbrechens gegen die Menschlichkeit.

Das und nicht mehr wollte ich mit diesem Aufsatz über die Tragödie von Leningrad zum Ausdruck bringen.

Den elendig vor Hunger und Kälte gestorbenen Leningrader Bürgern nutzen weder die wohlfeilen Nachrufe auf ihr stilles Heldentum, noch das aufwendig gestaltete Ehrenmal aus Nirostahl im Leningrader Siegespark. und von dem Titel Heldenstadt hat wohl auch kaum ein Leningrader Normalbürger Nutzen ziehen können.

So bleibt zu hoffen, dass sich spätere russische Geschichtsschreiber einmal zur vollen Wahrheit aufrufen und den späteren Generationen ehrlich über die Tragödie von Leningrad berichten.